

Michael Kibler

Mord(s)geschichten

Heinrich Maria Davringhausen
Der Träumer II, 1919

Eine Kooperation der Schader-Stiftung und
des Hessischen Landesmuseums Darmstadt

INHALTSVERZEICHNIS

Der Darmstädter Kriminalschriftsteller Michael Kibler („Rosengrab“, „Zarengold“, „Madonnenkinder“) ließ sich von dem Bild „Der Träumer II“ von Heinrich Maria Davringhausen in der Ausstellung „Stadtmensch – Zeitsprung“ zu fünf kurzen Geschichten inspirieren, die er am 11. Februar 2009 in der Galerie der Schader-Stiftung vortrug. Der Autor erzählte einige der vielen möglichen Geschichten um den dargestellten Mord. Er ging den Spuren des geheimnisvollen Bildes und seines Schöpfers nach und bot Einblicke in die vielfältigen Deutungsmöglichkeiten gemalter Geschichten, die in diesem kleinen Band noch einmal nachzulesen sind.

1 · Der Träumer II, ein Bild	Seite 5
Die erste Geschichte: Havanna	Seite 7
2 · Magischer Realismus - ein Kunststil	Seite 9
Die zweite Geschichte: Durch die Wand	Seite 11
3 · München 1919	Seite 13
Die dritte Geschichte: Vom Schlachten und Morden	Seite 15
4 · Die Großstadt	Seite 19
Die vierte Geschichte: Jack	Seite 21
5 · Stationen	Seite 25
Die fünfte Geschichte: Farbtafel 37	Seite 27
Biographie	Seite 30

1. Der Träumer II, ein Bild

Das Bild „Der Träumer II“ hat Heinrich Maria Davringhausen 1919 gemalt. Zu dieser Zeit lebt der Maler und Bildhauer in München. Heinrich Maria Davringhausen wird am 21. Oktober 1894 in Aachen geboren. 1894 – ein ereignisreiches Jahr: die Tower Bridge in London wird fertiggestellt, der Pestbazillus wird entdeckt. Und Nikolaus Romanow wird russischer Zar und heiratet in der St. Petersburger Eremitage Prinzessin Alix von Hessen-Darmstadt.

Davringhausen stirbt am 13. Dezember 1970 in Nizza. Ebenfalls ein Jahr mit Bedeutung: Die Beatles trennen sich, Bundeskanzler Willy Brandt macht seinen berühmten Kniefall in Warschau. Und in Gdansk – Danzig – findet der polnische Arbeiteraufstand statt, mit Streik, Massendemonstrationen und Versammlungen.

Das Bild von Davringhausen ist ein Bild, das den Betrachter langsam von sorglos angenehmer Betrachtung ins Grauen zieht. Zunächst fällt ins Auge: Ein Mann sitzt an einem Tisch. Vor ihm: Eine Flasche, ein Glas, eine Zigarre. Der zweite Blick offenbart: Wir schauen in eine Dachkammer, gemalt in hellen, freundlichen, kräftigen Farben. Auf dem Bett liegt eine nackte Frau.

Dann folgt die erste Irritation. Über dem Mann schwebt eine Idylle. Denkt er? Oder ist das ein Bild, auf die Wand über der Eingangstür gemalt? Der nächste Blick fällt auf die Frau. Sie hat einen Schnitt am Hals. Das blutbefleckte Rasiermesser liegt auf dem Tisch. Der Kopf – ist er abgetrennt oder zugedeckt?

Nun fallen die Dinge auf, die nicht realistisch sind:

Auf eine der Wände ist eine rote Stadt gemalt, in schrägen Formen. An der Wand daneben hängt ein Bild mit einer Kreuzigungsszene. Das linke Fenster zeigt Nacht mit Mond, im rechten Fenster ist es heller Tag. Und die Blätter der Pflanze sind blau. Auf dem Stuhl – liegt dort ein Hut oder ist es nur ein Fleck? Und vor dem Bett – soll das ein Paravent sein?

Das Fazit: Das Grauen wohnt in netter, leicht irrealer Umgebung.

Die erste Geschichte: Havanna

S o schmeckt sie also, die letzte Zigarre.
Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht. Wieso auch?
Wer denkt schon darüber nach, wie die letzte Zigarre schmecken wird.

Niemand.

Auch ich nicht.

Aber was geschehen ist, war unausweichlich.

Un-aus-weich-lich.

Der Rauch schmeckt – nach Havanna. Dort wollten wir immer hin.
Kuba. Habe viel davon gehört. Muss ein tolles Land sein, ein wirklich tolles Land. Aber keine tolle Frau. Wer kann schon mit so einer zusammenleben ohne selbst verrückt zu werden?

Niemand.

Auch ich nicht.

Ich meine, dieses Bild, dieses schreckliche Bild, das sie neben dem Bett auf die Wand gemalt hat, da hätte ich es bereits begreifen müssen! Rote, schiefe Häuser, eine Laterne mit blauem Licht. Doch statt Wahnsinn sah ich Kunst.

Auch das Bild, das sie über der Tür gemalt hat, hätte mich stutzig machen müssen. Zwei Liebende. Genau wie wir – wie damals. Vielleicht war das ihre Vorstellung von Havanna. Bevor sie...

Noch ein Zug. So intensiv der Geschmack. Wie sehr doch Genuss von der Situation abhängt. Hat mir eine Havanna jemals so gut geschmeckt?

Zuerst dachte ich, es sei nur ein Lächeln. Ein stetes Lächeln, das sich in dem unpassendsten Moment auf ihr Gesicht legte. Doch langsam begriff ich, dass dieses Lächeln nur die Vorstufe zu irrem Grinsen war. Das erste Mal bemerkte ich es, als sie anfang, das Fenster über dem Bett mit Farbe zu streichen. „Es ist viel zu hell hier, siehst du das denn nicht?“, schnaubte sie, während sie die blaue Farbe auf den Fensterscheiben verteilte. „Ich brauche mehr Nacht“, so die lapidare Feststellung. Auch den gelben Mond vergaß sie nicht. Schmal wie die Schneide einer Sichel.

Nein, anfangs war der Wahnsinn nicht zu erkennen gewesen. Im Nachhinein ist man immer schlauer. Im Nachhinein hätte ich erkennen

können, dass die Anzeichen schon seit langer, langer Zeit aufgeblitzt sind. Zunächst nur schwach, wie das Schimmern eines Glühwürmchens in der Dämmerung. Dann ein bisschen heller. Schließlich so scharf wie ein Lichtreflex der Sonne auf glänzendem Metall.

Wie sollte ich leben mit so einer?

Wie sollte ich leben mit ihr?

Doch wie sollte ich leben ohne sie?

Ich versuchte zu verdrängen. Auch als sie das Bild der Gekreuzigten über dem Bett aufhing. Sogar noch, als sie den obszönen dunklen Fleck auf den Stuhl malte.

Nicht mehr jedoch, als sie meine Pflanze blau anmalte. Mit Lackfarbe.

Nicht meine Zimmerpalme! Sie würde diese Aktion nicht überleben. Die Palme, natürlich.

Aber dann – auch sie.

Wer weiß – würde sie mir nicht auch noch die Bettdecke anzünden, wenn ich schlief?

So wartete ich lieber, bis sie schlief. Und griff dann zum Messer...

So viel Blut.

Aber kein Grinsen mehr.

Es hat sich ausgegrinst.

Mögen ihre Lippen nun die Wollmäuse unter dem Bett angrinsen.

Und doch – sogleich die Leere.

Ohne sie.

Noch ein Zug von der Zigarre. Wahrlich der letzte.

Dann der Schluck. Bestimmt der letzte.

Alles das letzte Mal.

In wenigen Sekunden werde ich wieder bei ihr sein.

Und die Glut wird, so hoffe ich, unsere sterblichen Überreste ebenfalls in Rauch auflösen.

Havanna-Rauch.

2. Magischer Realismus – ein Kunststil

Frühe Bilder Davringhausens werden dem Magischen Realismus zugeordnet, seinerseits eine Kategorie der Stilrichtung „Neue Sachlichkeit“. Die Neue Sachlichkeit fand ihre Ausprägung in verschiedenen Kunstgattungen wie der Malerei oder im Film. Der Begriff wurde schließlich 1925 anlässlich einer stark beachteten Ausstellung nachexpressionistischer Kunst in der Kunsthalle Mannheim geprägt. Der Zeitrahmen der Neuen Sachlichkeit wird gemeinhin mit dem der Weimarer Republik gleichgesetzt: 1918 bis 1933. Sie begann unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg mit der Hinwendung vieler Künstler zu sozialkritischen Bildthemen und endete 1933 mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten und nachfolgenden Gleichschaltung der Medien.

Der Magische Realismus vereint die Verschmelzung von realer Wirklichkeit – greifbar, sichtbar, rational – und magischer Realität – Halluzinationen, Träume. Er ist eine „dritte Realität“, eine Synthese aus den uns geläufigen Wirklichkeiten. Er lässt sich als Brücke zum Surrealismus verstehen.

Über Davringhausen schreibt Dorothea Eimert in ihrer Monografie von 1995 über den Maler: „Er bereitete den Weg für den neuen realistischen Stil der 20er Jahre. Bereits in den Kriegsjahren 1915 und 1916 entwickelt er eine neue sachliche und veristische Bildsprache, zu denen seine Malerkollegen erst ab 1919 finden. ‚Verblüffend die Jahreszahlen‘, stellt ein anonymes Autor in der kulturevolutionären Zeitschrift ‚Der Weg‘ angesichts der ersten Einzelausstellung im April 1919 in der Münchner Galerie Neue Kunst Hans Goltz fest.“ Davringhausen malt Menschen in Grenzsituationen, thematisiert psychische Zustände, schildert schonungslos Sexualität und Gewalt.

Die zweite Geschichte: Durch die Wand

Ich werde durch die Wand kriechen. So wie ich schon oft durch die Wand gekrochen bin. Denn da ist die rote Stadt.

Dort wo die Menschen sind.

Meine Menschen.

Doch sie, sie liegt wieder vor der Wand, durch die ich kriechen muss, wenn ich in die Stadt möchte. Aber diesmal habe ich ihr nicht verziehen. Dass sie sich wieder vor die Wand gelegt hat, vor die Stelle, durch die ich kriechen muss.

Immer wieder hat sie gesagt: „Du willst mit dem Kopf durch die Wand!“ Einmal zu oft! Denn das ist mein Weg! Durch die Wand, in die Stadt, wo die Menschen sind. Meine Menschen!

Ich habe es im Guten probiert! Immer wieder! Habe ertragen, dass sie das Bild aufgehängt hat, das mit diesem Jesus, der vom Kreuz hängt - ein fürchterliches Bild! Gleich neben der Wand, durch die ich kriechen muss! Er und die anderen beiden, die da auch am Kreuz sind, jeder an seinem, sie machen, dass es Nacht ist, über mir, vor dem Fenster.

Ich wende mich um, sehe durch das andere Fenster, sehe den Tag, die Sonne, sehe den Sommer. Doch dorthin kann ich nicht gehen. Sondern muss – durch die Wand.

Natürlich. Auch ich weiß, dass es ein harter Weg ist. Dass ich nicht immer gleich die richtige Stelle finde. Dass ich immer wieder Blut am Kopf habe.

Und du – du wolltest ihn mir nicht geben, deinen Zaubermantel. Deinen roten, schönen, wundervollen Zaubermantel. Mit dem, wenn ich ihn anziehe, ich sofort die Stelle finde. In der Wand, zur Stadt, wo meine Menschen sind.

Und du wolltest auch nicht, dass ich mir vier Tropfen des Zaubertranks mische. Aus der Palme, mit den blauen Blättern. Die Tropfen, durch die ich entfliehen kann. Nicht nur in die Stadt! Sondern sogar an den Ort, von dem du mir erzählt hast: Am Meer. Unter der Sonne. Bei den Palmen, dem Strand und dem Rauschen. Aber du – du wolltest ja nicht, dass ich dort hingehe. Du wolltest diesen Platz ja nur für dich allein haben.

3. München 1919

Wie sehr hast du mich enttäuscht.

Zu sehr.

Viel zu sehr!

Das konnte ich nicht länger akzeptieren. Irgendwann ist eine Grenze erreicht. Eine Grenze, auf der du zu oft gelegen hast vor der Stelle an der Wand, durch die ich in die Stadt konnte. Zu meinen Menschen.

Ach Ines! Es ist immer dasselbe Problem! Wie soll ich mich würdig kleiden, wenn ich durch diese Wand krieche? Wie soll ich den Stock und den Hut mitnehmen? Immer muss ich sie hier lassen, auf deinem roten Stuhl.

Wieder lagst du auf dem Bett vor der Wand, versperrest mir den Weg.

Deswegen gab es auch diesmal wieder nur eine Lösung: Ich musste dich umbringen. Um in die Stadt zu gelangen. Auch wenn Hut und Stock hier bleiben müssen. Ich musste doch in die Stadt mit den roten Häusern wo die Menschen sind, meine Menschen.

Ich hoffe, du verzeihst mir auch diesmal. Wie du mir die vielen Male vorher schon verziehen hast.

Wie oft schon habe ich dich umbringen müssen. Ich glaube, es war das vierzehnte Mal - jetzt.

Und doch kommst du immer wieder, um mich zu besuchen.

Diese Jacke, ich hasse sie. Sie ist so eng. Und ich kann meine Arme nicht bewegen. Wie soll ich da den Hut aufziehen?

Ich hasse diese Jacke!

Aber morgen, morgen ist Sonntag!

Die – die Ärzte haben gesagt, dass du mich besuchen kommst, so wie jeden Sonntag. Und dass es nicht wichtig ist, ob ich dich umgebracht habe.

Sie lächeln. Wie auch du immer lächelst. So schön.

Und ich träume.

Ich träume davon, dass ich dich irgendwann nicht mehr umbringen muss.

Um in die Stadt zu kriechen.

Wo meine Menschen sind.

Das Bild „Der Träumer II“ malte Davringhausen 1919 in München. Doch die bayerische Landeshauptstadt war nach dem Ersten Weltkrieg weniger friedliche Muse als vielmehr unruhiges Pflaster.

Im November 1918 rief der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann in Berlin die Republik aus, Karl Liebknecht proklamiert die Räterepublik. Nachdem die Novemberrevolution bis dahin fast ohne Blutvergießen verlaufen war, eskalierten 1919 die Auseinandersetzungen über die politische Zukunft Deutschlands.

Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und der erste Ministerpräsident der Republik Kurt Eisner wurden in den ersten Monaten umgebracht. Die Ära der politischen Morde war eingeläutet. Die Anhänger des Parlamentarismus und jene der Räterepublik lieferten sich bürgerkriegsähnliche Kämpfe, besonders in München.

Die Münchner Räterepublik existierte vom 7. April bis zu ihrer gewaltsamen Niederschlagung am 2. Mai 1919. Gustav Landauer, Theoretiker des Anarchismus und Pazifist, wurde ermordet, desgleichen Eugen Leviné und Leo Jogiches, beide Gründungsmitglieder der KPD, sowie Hugo Haase, Vorsitzender der USPD – um nur einige der prominenteren Toten zu nennen. Während der Kämpfe wurden offiziell 606 Tote registriert. Die Dunkelziffer wurde teilweise auf 400 weitere Tote geschätzt.

Die dritte Geschichte: Vom Schlachten und Morden

Manchmal, so denke ich, ist es einfach zu einfach.
Nun ist sie tot. Ich kann nicht mal eine Träne weinen.

Vielleicht bin ich schon zu abgestumpft.

Eine Tote mehr – was ist das schon.

Nicht viel. Nur eine weitere Tote eben.

Nach so viel Gemetzel sollte man sich eigentlich daran gewöhnt haben. Vier Jahre Krieg – die Zahl der Toten kann man kaum zählen. Aber das hier – das ist doch etwas anderes. Das war doch sie - das war doch meine Lina.

Der Hut, er lag noch auf dem Stuhl. Auch der Stock. Hatte er vielleicht vergessen. Vielleicht hatte ihn auch jemand gestört. Ein Poltern im Treppenhaus? Ein Schrei aus der Nachbarwohnung? Vielleicht Schritte auf der Treppe? Wer konnte das schon wissen.

Sie musste sterben. Es hatte kein Weg daran vorbeigeführt. Das war mir klar. Das hatte ich befürchtet. Das hatte ich schon lange befürchtet.

Mein anderes Denken – es war ein riesiger Trugschluss. Einfach nur naiv. Wie hatte ich glauben können, dass das Ende des Krieges auch ein Ende des Schlachtens sein könnte? Nun, es war ja ein Ende des Schlachtens gewesen. Aber es war auch der Beginn des Mordens. Und damit Schlachten nicht einfach in Morden überginge, bedürfe es wahrscheinlich einer anderen Welt. Anderer Menschen. Anderer Köpfe, anderer Herzen, anderer Seelen.

Lina, sie hatte einen Traum. Einen Traum in Rot. Sie hat von einer roten Welt geträumt, zusammen mit den anderen Roten. Sie hat von einer friedlicheren Welt geträumt.

Einmal hat sie mir von diesem Traum erzählt. In ihren Gedanken sah sie zwei Menschen, die an einem Sandstrand entlang spazierten. Der Schatten der Palmen schützte vor der Sonne. Das Rauschen des Meeres erfüllte das Paar mit Ruhe. „Ein Sonnenuntergang über dem Meer, das ist für mich Frieden“, so hat sie gesagt.

In meinen Ohren klang das damals einfach nur kitschig. Doch was gäbe ich nun darum, mit ihr an diesem Stand zu sitzen, den Sonnenuntergang zu sehen, das Rauschen des Meeres zu hören, sie

einfach zu küssen.

Stattdessen – hinter mir die Blutlache. Und Lina ohne Kopf.

Es war doch eine Chance gewesen, oder? Es war doch eine wirkliche, verdammte Chance gewesen! Der Kaiser – zurückgetreten. Der bayerische König – geflohen. Ein Abschied! Welch ein Abschied! Die alte Zeit, die alte Zeit eilt hinfort, damit die neue herein treten kann. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Demokratie. Des Volkes Wille. Welch eine Chance! Und doch scheint sie verspielt, bevor auch nur ihr Zipfel ergriffen wurde.

Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht – sie waren die Speerspitze. Ihnen folgten Eisner, Jogiches, Landauer, Leviné und Haase. Wie viel zählt ein Menschenleben? Wie wenig?

Es war schon immer einfacher gewesen, Andersdenkende umzubringen, anstatt ihnen zuzuhören. Oder gar ihre Meinung gelten zu lassen. Daran hatte sich in den vergangenen 2000 Jahren nichts geändert.

Obwohl roten Gedanken verhaftet, hatte sie das Jesusbild über ihrem Bett nie abgehängt. Daneben die beiden ebenfalls gekreuzigten menschlichen Verbrecher. Ich bin mir nicht sicher, ob ich froh darüber sein soll, dass es Dinge gibt, die wirklich konstant sind. Wie etwa der Mord an den Exemplaren der eigenen Spezies.

Nun, nicht nur bei dem Jesusbild war sie inkonsequent. Auch bei anderen Dingen. Etwa bei den Zigarren. Doch diese hatte sie nur für mich gekauft. Beim Klassenfeind. Für den Klassenfeind. Die Zigarre – ein Zeichen ihrer Liebe zu mir, stärker als Politik und Überzeugung.

Nun rinnt doch eine Träne die Wange hinunter. Ich zünde mir die letzte der Zigarren an.

Mein Bruder, er ist auch einer von jenen, die erst schießen dann fragen, oder, wie in diesem Fall, erst schneiden. Und Lina, sie gehörte nun mal zum anderen Lager. Seit November, da hörte man den Roten plötzlich zu. Mein Bruder, er kam aus Frankreich zurück. Und hatte ein Bein in Verdun gelassen. Anstatt dem Schlachten nun abzuschwören, hatte auch er beschlossen, auf Morden umzusatteln.

Seit neun Monaten ist der Krieg nun vorbei. Und alleine hier in München sind schon wieder 500 gestorben. Für die rote Fahne. Für die braune Fahne. Und es gibt bestimmt noch viele Fahnen in vielen

Farben, für die die nächsten 5.000 sterben werden.

Ein Wahnsinn.

Es würde Lina nicht gefallen, dass ihr rotes Blut sich bereits braun verfärbt.

Werde ich ihn verraten? Werde ich meinen Bruder verraten? Auf dass auch sein Kopf abgetrennt wird – von einem mit einer roten Fahne? Ist das dann Gerechtigkeit? Oder nur noch mehr Wahnsinn?

Ich weiß es nicht.

Vielleicht weiß ich es ja, wenn in dieser Flasche mehr Luft als Schnaps ist.

4. Die Großstadt

Die Großstadt ist auch Ort der Umwälzungen. Zwei Beispiele: In Wien werden 1919 Frauen als ordentliche Hörerinnen an der Rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät zugelassen. In Deutschland starten in diesem Jahr täglich zweimal Flugzeuge in Berlin-Johannisthal, um Postsendungen zum Tagungsort der verfassungsgebenden Nationalversammlung nach Weimar zu transportieren.

Doch die Großstadt ist auch Moloch. Diesen Moloch thematisieren expressionistische Filme, etwa „Das Cabinet des Dr. Caligari“, 1919 von Robert Wiene gedreht. „Berühmt wurde das Werk durch den außergewöhnlichen, neuartigen Stil, der gemalte und gebaute, grotesk verzerrte Kulissen mit kontrastreicher Beleuchtung und gemaltem Licht und Schatten kombinierte, wodurch er vielerorts als Musterbeispiel des expressionistischen Films bezeichnet wird“, liest man bei Wikipedia. Das Bild der roten Stadt an der Wand auf Davringhausens Bild entspricht ziemlich exakt der Kulisse im Film.

Sex and Crime – das sind die beiden bestimmenden Themen von Davringhausens Kunst zu jener Zeit – es sind die Themen des Molochs Großstadt. Serienmord ist ein – zumindest ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert – dokumentiertes Phänomen. In Hannover ermordete Fritz Haarmann von 1918 bis 1924 vierundzwanzig Jungen. In London wütete zwischen August und November 1888 Jack the Ripper, der im East End von London vermutlich fünf Prostituierte ermordete und vier von ihnen verstümmelte. Die sichtbarsten Auswüchse des Molochs...

Die vierte Geschichte: Jack

Ich habe einen Traum.
Ich werde sie befreien. Ich bin – das wird mir erst jetzt klar – der wahre Caligari. Der echte, der einzige!

Sie schreiben über mich, immer wieder, ohne meinen Namen zu nennen. Denn sie kennen mich nicht. Aber ich kenne sie. Sie alle.

Das London vor 30 Jahren war die rechte Kulisse für den Beginn meiner glanzvollen Karriere. Es ist doch eine Karriere, wenn man sich für eine bessere Welt einsetzt. Wenn man sie ein bisschen besser macht. Eigentlich gebühren mir Orden.

Mary Ann Nichols. Sie war die erste, an der ich meine Kunst versuchte.

Ich meine, ich habe mich sehr lange darauf vorbereitet. Ich habe gelernt. Habe studiert. In vielen Stunden und an vielen Tieren habe ich das Schneiden gelernt. Habe es bis zur Perfektion gebracht, wie sie es an Mrs. Nichols sehen konnten. Nichts war sie wert. Und daran hat sich nichts geändert. Nichts sind sie wert. Huren eben. In stinkenden, engen Gassen bieten sie ihre Körper feil.

Und ich bin der Erlöser. Der Erlöser der Städte. Der sie reinigt vom Abschaum.

Annie Chapman.

Elizabeth Stride.

Catherine Eddowes.

Mary Jane Kelly.

Ihre Namen sind bekannt. Mich nannten sie Jack the Ripper. Nur mein wahrer Name, er darf nicht bekannt werden. Denn in dem Moment, in dem sie meinen Namen kennen, werden sie mich jagen. Und ich kann meine Mission nicht weiterführen.

Was haben sie gerätselt, was haben sie diskutiert.

Ob Carrie Brown auch eines meiner Opfer war. Natürlich! Wenn auch der Begriff Opfer falsch gewählt ist. Frances Coles, Martha Tabram, Ada Wilson – natürlich auch sie. Und die Unbekannte, die sie nur den „Rainham Torso“ genannt haben, auch sie trägt einen Namen: Maggy. Ihren Nachnamen hat sie mir nicht mehr nennen können.

Danach war es an der Zeit, meinen Auftrag an anderen Orten

fortzusetzen. Paris, München, Berlin, Köln, Madrid – da war es wenigstens immer warm –, Rom, Neapel, Bukarest, Dresden, Danzig, und schließlich wieder einmal London. Es ist ein großer Auftrag. Und er ist nach 30 Jahren noch immer nicht erfüllt.

Nun wieder München. Wie konstant ist doch das Laster. Wie vorhersehbar das Geschehen.

Vorgestern habe ich sie das erste Mal gesehen. Wie sie einen Fettsack bezirzte, ihr zu folgen. Trude nannte er sie, der, der eine halbe Stunde später wieder aus der Tür stolperte. Keine zehn Minuten später stand sie auch schon wieder auf der Straße. Welch trübe Augen, Welch matter Blick. Und schon suchte sie sich ihr nächstes Opfer. Ein junger Mann, noch keine 25. Am liebsten hätte ich ihn ihr entrissen, auf sie eingepürgelt. Aber meine Zeit war noch nicht gekommen. Ich musste noch warten.

Gestern hatte sie sechs Freier. Sechs Stück! Allein der Gedanke verursachte mir Übelkeit.

Ich hatte gelernt, dass sie ihren Dienst immer gegen fünf Uhr nachmittags aufnahm. Ich wollte gewiss nicht der Sechste sein. Ich wollte sie erwischen, wenn sie ihr unflätiges Tun begann.

Ich wartete schon ab halb fünf. Natürlich habe ich Handschuhe angezogen. Mit diesem Verfahren, Fingerabdrücke zu identifizieren, haben sie ja inzwischen beachtliche Erfolge erzielt.

Auch um fünf war sie noch nicht da. Ich wartete noch eine halbe Stunde. Aber sie erschien nicht. Wo blieb sie bloß? Wo zur Hölle steckte sie? Nicht einmal auf Nutten ist mehr Verlass.

Ich überlegte, was ich tun sollte. Sollte ich zu ihr nach oben gehen, in die Dachkammer, in der sie hauste? Ich entschloss mich, den Schritt zu wagen.

Ich erklomm die Stufen und klopfte an ihre Tür. Als sie nicht antwortete, stieß ich die Tür einfach auf. Sie saß mit dem Rücken zu mir, unbekleidet, an dem Tisch, rauchte eine Zigarre und goss sich Schnaps ins Glas. Widerlich.

Sie drehte sich nicht einmal um. „Was willst du?“, schrie sie.

Ich zerrte sie an ihren Haaren aufs Bett, doch sie lachte nur irre. Kurz überlegte ich, ob ich auch ihr den letzten Gruß eines Mannes zukommen lassen sollte. Doch sie hörte nicht auf zu lachen, auch

wenn sie zwischenzeitlich immer wieder nach Luft rang.

Ich entschloss mich, die Sache schnell zu Ende zu bringen.

Ein sauberer Schnitt, ein kurzes Gurgeln und dann die langersehnte Ruhe.

Ich bedeckte ihren Kopf mit einem Tuch.

Und bevor ich jetzt wieder gehe, werde ich mir noch einen Schluck aus ihrer Flasche genehmigen. Das habe ich mir verdient.

Billiger Fusel.

Aber es wäre dennoch schade darum.

Und noch einen Schluck.

Hat es in sich, das Zeug.

Mein Gott, es raubt mir ja fast den Atem.

Den Atem!

Den – ich kriege keine Luft mehr!

Welch Ironie!

Wollte sich weg schleichen, das kleine Biest! Aus dem Leben stehlen.

Aber doch nicht –

Doch nicht –

Ich!

Ich bin doch – Jack!

5. Stationen

Davringhausen ist dem Publikum kaum bekannt. Dabei zeigt nicht nur sein Werk interessante Perspektiven und Brüche. Auch im Leben muss er Schicksalsschläge einstecken. Mit 13 verliert er ein Auge – was ihn beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor dem Kriegsdienst bewahrt. Und obwohl er nicht dreidimensional sehen kann, entscheidet er sich bereits als Jugendlicher, Maler und Bildhauer zu werden.

1933 emigriert er mit seiner Frau, der jüdischen Fabrikantentochter Lore Auerbach, nach Cala Ratjada auf Mallorca. Wegen des spanischen Bürgerkriegs fliehen sie 1936 nach Ascona in die Schweiz. 1937 werden seine Werke in der Ausstellung „Entartete Kunst“ ausgestellt. 1939 wird er aus der Schweiz ausgewiesen – die Flucht führt nach Haut-de-Cagnes bei Nizza. 1939 wird er interniert, kann fliehen, versteckt sich in Frankreich. Erst Ende des Krieges kehrt er nach Haut-de-Cagnes zurück.

Der größte Teil von Davringhausens Werk geht durch die nationalsozialistische Verfehlung, die Flucht und den Krieg verloren. Sein umfangreiches Spätwerk ist vorwiegend geometrisch abstrakt. Ein größerer Erfolg des Künstlers bleibt jedoch aus. Der Nachlass des Malers ging 1989 an das Leopold-Hoesch-Museum in Düren.

Die fünfte Geschichte: Farbtafel 37

„A u weia!“, stieß Steffen Horndeich erschrocken aus. Dann folgte eine lange Pause.

Auch Margot Hesgarts Blick weitete sich. Sie sagte kein Wort.

Beide hatten in ihrer Karriere schon vieles sehen müssen. Immer wieder waren die Szenerien grausam gewesen. Manchmal sogar sehr grausam. Aber eine enthauptete Frau... Keiner von beiden war mit so einem schrecklichen Anblick jemals konfrontiert worden.

„Wann wird Hinrich hier sein?“, fragte Horndeich.

„Unser Gerichtsmediziner steckt irgendwo im Stau. Er hat gesagt, er wäre bald da.“

Also blieb den Kommissaren zunächst nichts zu tun, als abzuwarten. Und nichts anzufassen. Besonders Letzteres. Nicht einmal den Mann, der vor ihnen am Tisch saß. Mit dem Rücken zu ihnen. Gekleidet mit einem hässlichen, roten Mantel.

Horndeich schaute sich im Raum um. „Gemütlich hier“, raunte er, „meinen Sie nicht auch?“

Margot griff vorsichtig unter ihre Jacke. Sie löste den Halfter und entnahm ihm die Dienstwaffe.

„Hallo?“, rief Horndeich.

Margot umfasste die Waffe mit beiden Händen, zielte auf den Boden, und näherte sich langsam der Gestalt am Tisch. „Hallo!“, rief nun auch Sie. „Hände in die Höhe, damit ich sie sehen kann!“

Doch der Mann drehte sich nicht einmal um. Margot ging in einem weiten Bogen um den Tisch herum – na ja, so weit der kleine Raum einen weiten Bogen zuließ. Als Margot das Gesicht des Mannes erkennen konnte, bemerkte sie den starren Blick. Vorsichtig näherte sie sich der Gestalt, tastete mit dem Finger nach der Halsschlagader.

Keine Bewegung in der Halsschlagader. Auch dieser Mensch war tot.

„Was hat sich hier wohl abgespielt?“, dachte Horndeich laut nach. „Wer von den beiden ist länger tot? Ist er ihr Mörder? Oder gibt es einem unbekanntem Dritten?“

Horndeich sah sich im Raum um. Er starrte auf das bemalte Fenster. Mit blauer Farbe war eine künstliche Nacht auf die Scheibe gepinselt. Auf dem roten Stuhl lag ein Hut, daneben war ein Stock gelehnt. Sein

Blick fiel auf das Bild über dem Bett. Eine Kreuzigungsszene. Und auf die rote Stadt, die direkt auf die Wand gemalt war.

Die Kunstpalme war blau lackiert.

Margot bückte sich. Sie linste unter das Bett. „Ich frage mich, wo der Kopf ist.“

Horndeichs Blick fiel abermals auf die blaue Palme, die brennende Zigarre, die blaue Flasche und zu guter Letzt auf das Bild über der Tür.

„Ich kann dir sagen, wo der Kopf ist. Auf der Farbtafel daneben.“

„Auf was, bitte?“, wollte seine Kollegin wissen.

„Auf der linken Seite.“

„Auf welcher linken Seite?“, echote Margot verständnislos.

„Davringhausen“, stellte Horndeich lakonisch fest. „Heinrich. Maria.“

„Ich verstehe kein Wort. Was meinst du?“

Horndeich wusste, dass Kunst nicht Margots Steckenpferd war. Im Gegensatz zu Rainer, ihrem Lebensgefährten. Der war Professor für Kunstgeschichte. Und er kannte bestimmt auch Davringhausen.

„Heinrich Maria Davringhausen. Ist ein Maler. Neue Sachlichkeit und so. Und das Ganze hier – das sieht aus, als ob jemand ein Bild von ihm kopieren wollte.“

„Ein Bild?“ Margots Blick offenbarte ihre Verständnislosigkeit.

„Der Träumer. Der Träumer II, um genau zu sein. 1919 gemalt. Und damals seiner Zeit weit voraus.“

Horndeichs Ausführungen nahmen inzwischen Margots ganze Aufmerksamkeit in Beschlag. „Und woher zur Hölle weißt du das? Ich meine, wenn Rainer mir solche Vorlesungen hält, dann weiß ich, woher es kommt. Aber was hast du denn damit zu tun?“

Horndeich errötete leicht. „Sandra. Sie hat mich in diese Ausstellung in der Schader-Stiftung geschleppt. Und das Bild hat mir gefallen. Also habe ich mir ein Buch über Davringhausen gekauft.“

„Und deshalb weißt du auch, wo der Kopf ist.“

„Ja. Farbtafel 37. Da hat Davringhausen einen einzelnen, abgetrennten Kopf gemalt. Und in diesem Buch auf der gegenüber liegenden Seite ist das Bild ‚Träumer II‘ abgebildet. Farbtafel Nummer 38.“

„Du meinst also allen Ernstes, jemand hat mit diesem Mord ein Bild

nachgestellt? Er hat das alles – inszeniert?“

Horndeich zuckt mit den Schultern. „Scheint so.“

Margot wandte sich um. Zwischen Tisch und Bett stand ein hüfthoher Raumteiler, dessen Sinn sich Margot nicht erschloss.

Sie spähte dahinter.

Und stieß einen spitzen Schrei aus.

„Was ist da?“, fragte Horndeich.

„Die Vorlage für Farbtafel 37. Hoffentlich kommt Hinrich bald.“

BIOGRAPHIE



Michael Kibler

geboren 1963 in Heilbronn, ist Darmstädter aus Leidenschaft.

Er studierte an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in der nördlich gelegenen Mainmetropole Frankfurt, im Hauptfach Germanistik mit den Nebenfächern Filmwissenschaft und Psychologie.

Nach dem Magister 1991 promovierte er 1998, unterstützt durch ein Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes, Bonn.

Schreiben ist Passion seit mehr als der Hälfte seines Lebens.

Weshalb er seit 1991 als Texter, Schriftsteller und PR-Profi arbeitet – seit 2002 freiberuflich.

Schwerpunkt des Schriftstellers sind Krimis. Deshalb ist er Mitglied des „Syndikats“ – der Vereinigung der deutsch-sprachigen Krimi-Autoren.

IMPRESSUM

Diese Publikation erscheint anlässlich der Lesung von Michael Kibler in der Galerie der Schader-Stiftung am 11. Februar 2009 zur Ausstellung:

Stadtmensch – Zeitsprung

Bilder gesellschaftlichen Wandels 4

Eine Kooperation der Schader-Stiftung und des
Hessischen Landesmuseums Darmstadt

4. Dezember bis 15. März 2009

Galerie der Schader-Stiftung
Goethestr. 1
64285 Darmstadt

Herausgeber:
Schader-Stiftung und Hessisches Landesmuseum Darmstadt

Redaktion: Dr. Stephanie Hauschild
Gestaltung: Atelier Marlies Blücher
Druckerei: Ph. Reinheimer GmbH

Umschlagmotive: Heinrich Maria Davringhausen, *Der Träumer II*, 1919, Öl/Lw.,
Hessisches Landesmuseum Darmstadt (Foto: Wolfgang Fuhrmannek); Heinrich
Maria Davringhausen, *Das Haupt*, um 1919, Öl/Lw., Suermondt-Ludwig Museum
Aachen (Foto: Museum)

© 2009 Schader-Stiftung, Hessisches Landesmuseum Darmstadt und der Autor

© 2009 für die abgebildeten Werke von Heinrich Maria Davringhausen © Renata
Davringhausen c/o Leopold Hoesch-Museum der Stadt Düren
Foto des Autors © Dr. Tobias Robischon

ISBN 978-3-932736-28-5